

(Nachdruck verboten.)

131

## Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Herz.

Es war schwer, sich hindurch zu arbeiten, das Mondlicht täuschte das Auge, so daß er strauchelte und in Löcher versank, Seidekraut und Wachholder gingen ihm bis an die Taille und hemmten jede Bewegung. Und dann wurde er auch eigensinnig und wollte nicht zu der Wagenspur zurückkehren, sondern stapfte darauf los, so daß er dampfte, kletterte über schräge Felsköpfe, die schlüpfrig waren von dem Tauwall auf das Moos, und ließ sich aufs Geratewohl über den Rand hinabfallen. Ein wenig zu spät fühlte er die Tiefe unter sich, es ging wie kalter Zug durch den Magen und veranlaßte ihn wild in die Luft hineinzugreifen nach einer Stütze. Vater Lasse! sagte er klagend und wurde im selben Augenblick von den mächtigen Brombeerranken aufgefangen, und sank langsam hinab durch das Flechtwerk, wo Ranke auf Ranke tausend Klauen in ihn hinein hieb und ihn widerwillig weiterlieferte. Bis er vorsichtig tief unten zwischen den scharfen Steinen auf dem Boden einer Schlucht abgesetzt wurde, und schauernd seinem guten Stern für alle diese Dornen danken mußte, die barmherzig seine Haut geschunden hatten, damit er nicht den Schädel spalten sollte. Dann mußte er sich durch die Finsternis und das rieselnde Wasser da unten vorwärts tasten, bis er einen Baum fand und an die Oberfläche hinauf klettern konnte.

Damit war die Richtung verloren und als ihm das klar wurde, verlor er auch den Kopf. Von dem sicheren Pelle war nichts mehr übrig, er rannte blindlings vorwärts, um auf den hohen Hügel hinaufzugelangen. Und als er befreit auf den Gipfel hinauflief, um Kennzeichen von den Klippen zu nehmen, harß der Boden und schloß sich über ihm in einem fürchterlichen Unwetter, die Luft wurde schwarz und voller Lärm, er konnte nicht die Hand vor Augen sehen. Es war wie eine Riesensprengung, durch sein frohes Stampfen auf den Felsen entstanden, die Länder wurden in die Höhe geschleudert und in Finsternis aufgelöst, und die Finsternis selbst schrie vor Entsetzen und wirbelte rund herum. Das Herz in seiner Brust hüpfte mit und raubte ihm den letzten Verstand; er sprang selber in unbändiger Angst und brüllte wie besessen. Ueber seinem Kopf trieben die schwarzen Massen, so daß er sich ducken mußte, leuchtende Risse kamen und schwanden; es kausfte wie Brandung da oben und schrie beständig in einem Höllenwirrwarr von Lauten. Dann warf es sich plötzlich zur Seite, trieb nach Norden hinüber und fiel, und Pelle begriff, daß er mitten in das Nachtlager der Saatkrähen hineingeraten war.

Er fand sich selbst hinter einem großen Stein. Wie er dort hingekommen war, wußte er nicht, aber er wußte, daß er ein großes Rindvieh war. Wie bequem hätte er nicht an die fünfzig Krähen zerstmethern können, nur indem er ein paar Steine in die Höhe warf.

Er ging an dem Abhang entlang, ungeheuer müdig in seinem Entschluß, aber mit schwankendem Knien. In weiter Entfernung auf einer Klippe sah ein Fuchs und bellte krankhaft im Mondlicht, und da draußen, im Norden und im Süden, sah er einen flüchtigen Schimmer des Meeres. Hier oben hausten die Unterirdischen; wenn man auf die Felsen trat, dröhnte es hohl. Pelle hing an ruhig zu gehen.

In dem südlichen Ausschnitt lag das Meer im Silberglanz des Mondes, aber als er wieder dahinsah, war es verschwunden; die Tiefebene war in Weiß versunken. Nach allen Seiten ging das Land unter, Pelle sah stannend, wie das Meer langsam stieg und alle Niederungen füllte. Auch die kleinen Hügel nahm es, einen jeden in einem Bissen, und es nahm den langen Berggücken im Osten, so daß nur die Tannenwipfel aufragten. Verloren gab er sich jedoch nicht, hinter allen ängstlichen Gedanken lag eine undenkliche Vorstellung von dem Berge Ararat und hielt ihn aufrecht. Aber dann wurde es so sonderbar kalt, die Weinkleider klebten ihn am Leibe fest. „Das sind die Wasser,“ dachte er und sah

sich ängstlich um: Der Fels war in einem kleinen Berder verwandelt, der mit ihm im Ozean schwamm.

Pelle war ein kleiner, handfester Realist, der schon allerlei durchgemacht hatte. Aber nun hatte die Angst einmal sein Blut durchsäuert, und er nahm das Uebernatürliche ohne Protest hin. Die Welt war ganz einfach untergegangen, und er selber befand sich im Treiben — draußen in dem entsetzlich kalten Weltraum! Vater Lasse und die Werkstätte, Manna und des jungen Meisters leuchtende Augen — mit dem allen war es vorbei. Er trauerte nicht, fühlte sich aber so schrecklich einsam. Wohin führte das, und war dies etwa der Tod? Hatte er sich vielleicht vorhin totgefallen, als er an der Felsklippe herabstürzte, und befand er sich nun auf der Reise nach dem Lande der Seligen? Oder war dies der Weltenuntergang selber, von dem er, soweit er zurückdenken konnte, so fürchtbar hatte reden hören? Er trieb vielleicht auf der letzten Scholle umher und war der Einzige, der noch am Leben war? Es sollte Pelle gar nicht wundern, wenn er oben auf kam, wo alles andere zugrunde ging; selbst in diesem Augenblick der Verzagtheit fand er das im Innern recht natürlich.

Er stand atemlos still und lauschte dem Endlosen; er hörte die Kolbenschläge seiner Pulse, so lauschte er. Und dann hörte er noch etwas mehr; weit da draußen in dem singenden Nichts, das gegen seine Ohren kochte, hing er die Andeutung eines Lautes auf, den schwirrenden Ton von etwas Lebendigem. So unendlich fern und fein er war, fühlte Pelle ihn doch so, daß er ihn durchtrillerte. Es war eine Kuh, die an der Kette nagte, er konnte verfolgen, wie sie den Hals an dem Pfahl auf- und niederschleuerte.

Er lief über die Klippen hinab, fiel, und war wieder auf den Beinen — und weiter; der Nebel hatte ihn verschlungen, ohne daß er es wußte. Dann war er unten im Hochland, dann in etwas, das sich anfühlte wie bekannte Streifen unter den Füßen, Erde, die einstmalig umgepflügt gewesen und wieder zu Heide geworden war. Der Laut wuchs und wurde zu all den heimischen Lauten, wie sie Nachts aus einem offenen Kuhstall ertönen, und aus dem Nebel tauchte ein verfallenes Bauernhaus auf. Das war es nun freilich nicht, was Pelle suchte, Vater Lasse hatte ein richtiges Gehöft mit vier Flügeln! Aber er ging doch hinein.

Draußen auf dem Lande schloßen sie nicht alles ängstlich ab, so wie in der Stadt, er konnte geradewegs hineingehen. Sobald er die Tür zu der Stube aufmachte, wogte die Freude in ihm auf. Der traulichste Geruch, den er kannte, schlug ihm entgegen, die Grundlage für alles Niederen — Vater Lasses Geruch!

Es war dunkel in der Stube, das Licht der Nacht konnte nicht durch die niedrigen Fenster dringen. Er hörte das tiefe Atmen der Schlafenden und wußte, daß sie nicht aufgewacht waren, die Nacht hatte sich also noch nicht gewendet! „Guten Abend!“ sagte er.

Dann begann eine Hand nach Streichhölzern zu tasten. „Ist da jemand?“ fragte eine schlaftrunkene Frauenstimme.

„Guten Abend!“ rief er nochmals und trat in die Stube vor, — „es ist Pelle!“ Er stieß den Namen wie einen Singesang aus.

„So — Du bist es, Junge!“ Lasses Stimme zitterte, und die Hände konnten nicht Herr über die Streichhölzer werden. Aber Pelle ging dem Laut nach und umfaßte sein Handgelenk.

„Und wie bist Du hierher in die Wüstenei gefunden, noch dazu zu nächstlicher Zeit? Ja, ja, dann will ich nu aufstehen!“ wiederholte er und versuchte höhnend sich aufzurichten.

„Nein, bleib Du doch liegen, und laß mich aufstehen,“ sagte Arnau, die nach der Wand zu lag, sie hatte sich schweigend verhalten, während die Männer die Unterhaltung führten. — „Er hat ja diese Kreuzschmerzen, will ich Dir sagen!“ erklärte sie und stieg aus dem Bett heraus.

„Ja, ich bin'n bißchen zu eifrig ins Geschirr gegangen. So geht es ja leicht, wenn man sein eigener Herr is, es wird einem schwer, wieder einzuhalten. Aber das gibt sich auch woll, wenn ich man erst ordentlich in Gang gekommen bin. — Arbeit is 'ne gute Einreibung gegen Kreuzweh. — Und wie geht es Dir denn? Ich glaube beinahe schon, daß Du da draußen umgekommen wärs.“

Pelle mußte sich nun auf den Rand des Bettes setzen und von allem in der Stadt erzählen, von der Werkstatt und dem lahmen Bein des Meisters und von dem Ganzen. Aber seine Widerwärtigkeiten verschwieg er; es war nichts für Männer, sich bei so was aufzuhalten.

„Aber denn bist Du ja gut vorwärts gekommen in der Fremde,“ sagte Lasse entzückt. „Und angesehen bist Du wohl auch?“

„Ja — a!“ Es kam ein wenig zögernd heraus. Vorläufig war Ansehen gerade nicht das, wovon er sich am meisten erworben hatte, aber wozu sein Elend auszusparen: Ja, der junge Meister mag mich gern, er schnackt oft mit mir sogar über den Kopf des Gesellen hinweg.“

„Ne, seh mal einer! Ich hab' wirklich oft darüber nachgedacht, wie es Dir wohl ergangen ist, und ob wir nicht bald etwas von Dir zu hören bekämen; aber es gehört ja Zeit zu allem, versteht sich! — Und wie Du siehst, hab' ich mich ja auch sehr verändert.“

„Ja, Du bist Hofbesitzer geworden!“ sagte Pelle und lachte.

„Den Teufel auch, ja, das muß ich zugehen!“ Lasse lachte mit, stöhnte aber jämmerlich über die Schmerzen im Kreuz. „Des Tages, wenn ich mich abradere, geht es mir ganz gut; aber sobald ich mich hinleg, gleich ist es da. Und richtiger Teufelskram ist es, als wenn die Räder von großen Lastwagen über mein Kreuz hin und her gefahren würden, oder wie man es nu nennen will. Na, ja! Fein is es ja doch, sein eigener Herr zu sein! denn so schnurrig is es über mich gekommen, daß mir trocken Brot an eignem Tisch besser schmeckt als — ja, weiß Gott, ich mücht sagen, als Rückenbraten an anderer Leute ihren Tisch. Und denn allein auf seinem eigenen Grund und Boden zu stehen und hinspucken zu können, wo man hinspucken will, ohne erst um Erlaubnis zu fragen. Und der Boden hier ist gar nicht so übel, wenn auch das meiste noch nie unter Menschenhand gewesen ist; das hat all' dagelegen und seine Ertragsfähigkeit seit der Erschaffung der Welt aufgespeichert. — Aber nur die Leute in der Stadt, sind die hochmütig?“

„Ach, Pelle konnte nicht klagen. — „Wann habt Ihr denn eigentlich geheiratet?“ fragte er plötzlich.

„Ja, sieh' mal —“ Lasse fing an über seine eigenen Worte zu straucheln, er war gerade auf diese Frage des Jungen gefaßt gewesen. „Verheiratet auf die Art sind wir ja gerade nicht, denn dazu gehört Geld, und die Wirtschaft hier geht vor. Aber es is ja unsere Absicht, sobald wir Geld und Gelegenheit haben.“ Lassés ehrliche Ansicht war nun die, daß man die Ausgabe ebenso gut sparen könne; wenigstens bis Kinder kamen und forderten, ehelich geboren zu werden. Aber er sah es Pelle an, daß dem das nicht munden würde; der Junge war noch derselbe pedantische kleine Kerl, sobald es sich um Ehrbarkeit handelte. „Sobald wir die Ernte unter Dach haben, laden wir zu einem großen Schmaus ein,“ sagte er resolut.

Pelle nickte eifrig. Nun war er Hofbesitzerssohn, und damit konnte er sich den ärmlichfeinen Stadtjungen gegenüber aufspielen. Aber dann durfte man ihm auch nicht unter die Nase reiben können, daß sein Vater mit einer Frauensperson zusammenlebte.

Karna kam mit Essen herein, sie sah den Jungen sehr liebevoll an. „Lang zu und verschmäh' unsere armselige Kost nicht, Sohn,“ sagte sie und berührte freundlich seinen Arm: und Pelle hieb mit gutem Appetit ein. Lasse ging halb aus dem Alkoven heraus und freute sich.

„Deinen Appetit hast Du da unten noch nicht eingebüßt.“ sagte er. „Kriegt Ihr was Ordentliches zu essen? Karna meinte, es wäre man schlecht damit bestellt.“

„Zum Aushalten is es!“ sagte Pelle hartnäckig. Er bereute jetzt, daß er sich an jenem Abend in seiner traurigen Stimmung Karna gegenüber verplappert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Kunst und Wirtschaft.

Von Franz Förster.

Das moderne Proletariat ist ein so gewaltiger Machtfaktor geworden, daß auch die Kunst, die nach Tolstoi „die Hofsängerin der reichen Leute ist“, nicht mehr achtlos an ihm vorübergehen kann. Nur beschäftigt sie sich mit ihm auf eine etwas wunderliche Weise. Sie wird nicht die Interpretin seiner Weltanschauung, sondern be-

müht das Neuland, einen neuen Stempel für die Bourgeoisie zu schaffen, oder wenn es hoch kommt, diesem durch Erregung seines Mitleids Gelegenheit zu geben, sentimentale Bedürfnisse zu befriedigen. Das soll kein Vorwurf sein. Denn die Kunst ist, ebenso wie jede andere soziale Erscheinung unserer Gesellschaft, an bestimmte Gesetze gebunden.

Man nahm oft als Maßstab für die Wertung eines Kunstwerkes, in einer unhistorischen Auffassung, nur die Merkmale, die in seiner technischen Konzeption lagen und konstruierte daraus Formeln, die das Wesen dieser Erscheinung nie ganz umspannen konnten. Wollen wir die Eigenschaften der Kunst kennen lernen, so müssen wir dieselbe Methode anwenden, mit der Marx den Charakter der Ware erkannt hat; denn beide dienen, seien sie nun materieller oder geistiger Natur, menschlichen Bedürfnissen.

Auch für den Klassenbewußten Arbeiter hat ein wirtschaftsgeschichtlicher Streifzug ins Gebiet der Kunst ein nicht zu unterschätzendes Interesse. Ist ihm doch auch schon der künstlerische Genuß zu einer Notwendigkeit geworden, denn dafür sprechen seine Volksbühnen u. a.

Schon an der Schwelle der Menschwerdung begegnen wir dem Drange des Menschen, nützliche Dinge auch für die Sinne angenehm zu gestalten. Doch diese Bedürfnisse konnten nur, sofern gesellschaftliche Arbeit dazu notwendig war, in dem Maße befriedigt werden, in dem eine wenn auch erst nur primitive, aber immerhin doch planmäßige Wirtschaftsweise die materielle Lebenshaltung der Menschen sicherte. Ehe die Sehnsucht des Menschen nach Schönheit, die Befriedigung seiner Phantasie auf ihre Kosten kam, mußten die für seine materielle Existenz ungleich wichtigeren Bedürfnisse erfüllt sein. Inwiefern diese seine materiellen Bedürfnisse befriedigt werden konnten, hing vor allem von der Brauchbarkeit der von ihm geschaffenen und angewendeten Werkzeuge ab. Die Geschichte des Menschen ist eben eine Geschichte des menschlichen Werkzeuges und der diesen Werkzeugen entsprechenden Produktionsformen. Daher sehen wir bei allen Völkern — seien es Kultur- oder sogenannte „wilde“ Völker, gehören sie der Vergangenheit oder der Gegenwart an — das jeweilige Kunstbedürfnis und seine Befriedigung in enger Abhängigkeit von dem Stande ihrer Wirtschaft. Bei Völkern mit einer relativ primitiven Wirtschaft, in der beispielsweise das Steinwerkzeug das Produktionsmittel darstellt, verhindert die enge Abhängigkeit aller Wirtschaftsgeossen von der kaum genügenden notdürftigen Nahrungsbeschaffung jede größere materielle und intellektuelle Differenzierung immerhalb dieser Gesellschaft; das primitive Kunst- und Kulturideal gilt daher für alle Mitglieder der Gemeinschaft.

Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der menschlichen Wirtschaft — Viehzucht, Metallwerkzeuge u. a. — ist die Voraussetzung gegeben, mehr von den das Leben erst angenehm machenden Gütern zu erzeugen, als etwa zu seiner bloß notdürftigen Fristung notwendig wäre. Gelingt es nun Menschen zu finden, die sich eine geringere Lebenshaltung aufzwingen lassen, als sie nach dem Werte der von ihnen erzeugten Güter zu beanspruchen haben, so verbleibt die Differenz ihrem Herrn. Diesem wird, eine genügende Zahl von Arbeitskräften vorausgesetzt, ein Leben nicht nur ohne Arbeit, sondern auch, worauf es ihm besonders ankommt, die Befriedigung höherer Kultur- und Luxusbedürfnisse gestattet, als dem allgemeinen Kulturideal entspricht.

Bei den Sklaven — zuerst Kriegsgefangene — später bei der Klasse der Besitzlosen, ist der Lebensstandard so tief herabgedrückt, daß der Drang nach Befriedigung der für seine Erhaltung notwendigeren Triebe alle ästhetische Sehnsucht unterbindet; er hat kein Bedürfnis nach Kunst. Dagegen ist bei den Herren ein starkes Bedürfnis nach Kunst vorhanden; soll sie doch in Gemeinschaft mit anderen Verstreuungen ihrem Leben wieder Inhalt geben. Für sie hat also die Kunst zu schaffen. Ist nun die zur Herrschaft gelangte Klasse noch relativ jung, heberbergt sie in ihrer Klassenmoral noch demokratische Elemente — wie z. B. das Bürgertum im alten Athen zur Zeit des Perikles — so kann ihr Klassen-, Kultur- und Kunstideal auch mit einer gewissen innerlichen Berechtigung für die große Mehrzahl des Volkes gelten. In der Regel aber zwingen die herrschenden Klassen durch die von ihnen beherrschten Schulen u. a. den anderen Volksschichten die ihnen zuzugende Anschauungen auf.

Doch nicht nur einzelne Klassen geben der Kunst eine besondere Richtung, sondern auch gewisse politische und religiöse Institutionen, wie das Repräsentationsbedürfnis des Staates, das z. B. im alten Griechenland und Rom gewaltige Gebäude schuf, oder auch die Bedürfnisse der Kirche, die besonders in Ländern mit kühlerem Klima große Gebäude brauchte, um mit einer möglichst großen Zahl ihrer Anhänger ihre religiösen Kulte pflegen zu können. Wie überhaupt Religionsdiener frühzeitig den erhebenden Einfluß künstlerischer Werke auf das Gemüt des Menschen erkannt haben und darum die Kunst in ihren Dienst stellten.

Wie stark der Einfluß derartiger Institutionen unter günstigen Umständen oft sein kann, besonders wenn sie ganze Klassen zu ihren interessierten Trägern haben, zeigt das Beispiel der hierarchischen Kunstperiode im frühen Mittelalter. Die christliche Religion, ihre Anhänger scharen aus den unteren und den unterdrückten Volksschichten rekrutierend, stellte den einzigen ethisch festen Block inmitten des verluterten römischen Weltreiches dar. Schon

Ihre frühesten Kunstformen, z. B. des als Jrisilische Vasilikenstil, haben etwas Eigenes, paden durch ihre gewisse Herbitheit und Strenge, wenn sie auch an Schönheit und Pracht durch die späteren Denkmäler kirchlicher Formengestaltung — durch den romanischen und den gotischen Stil — weit übertroffen werden. Aber dazu brauchte die Kirche die wirtschaftliche und politische Macht. Sie hatte wohlgernekt damals mit ihren Ideen eine gewisse innere Verechtigung, hatte in die herrschende Anarchie eine gewisse Ruhe zu bringen. Die wirtschaftliche Macht eignete sie sich in so nachdrücklicher Weise an, daß das meiste Gemeinland bald in den Besitz der Kirche war. Nun bestimmte sie den Inhalt und die Tendenz der Kunst, die dann aber auch bald wieder versiel.

Die im Altertum und im frühen Mittelalter herrschende Wirtschaftsform war die engere und später die erweiterte Hauswirtschaft. Etwas künstlerische Bedürfnisse wurden von den Gliedern dieser Gemeinschaft befriedigt. Diese Stufe ist bald überschritten; und bald schafft der Künstler, der Dichter usw. nicht mehr für den engen Kreis seiner Wirtschaftsgemeinschaft, die gar nicht so viel Bedarf daran hat, sondern er betätigt sich berufsmäßig auch für weitere Kreise, die ihn für kürzere oder längere Zeit in ihre Wirtschaftseinheit als vollberechtigtes Mitglied aufnehmen. Eine eigentliche Bezahlung, etwa in Geld, bekam der Künstler nicht. Er hatte seine Verpflegung während der Dauer seines Aufenthalts, bekam, wenn es notwendig war, Kleidung oder auch in Ausnahmefällen, als Geschenk, einen Wertgegenstand.

Gegen das Ende der hierarchischen Kulturepoche wird die hauswirtschaftliche Kunstbetätigung vor allem durch die Tendenz, die Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft rationeller zu gestalten, immer mehr zugunsten einer freien gewerdmächtigen Ausübung verdrängt. Die Kundenproduktion wurde von der Warenproduktion abgelöst. Seit dieser Zeit hat auch der Künstler, der Dichter unter dem Charakter der Ware, den nun seine Erzeugnisse auch annehmen, zu leiden. Nur daß in der ersten Zeit die kunstfeindliche Seite noch nicht so unverhüllt zutage trat, wie in der Neuzeit.

Die geschichtliche Rückwirkung dieser sich anbahnenden Veränderung in der Wirtschaft vollzog sich zu einer Zeit, in der die materiellen Güter der Gesellschaft ungeheuer answollen. Großartige Erfindungen, die Entdeckung Amerikas, dessen ungeheurer Goldstrom auf die Wirtschaft Europas belebend wirkte, lassen im 15. Jahrhundert auf künstlerischem Gebiete die Kultur der Renaissance anbrechen. Auf die Schönheitsideale der Antike fußend, erreicht sie in den Werken eines Michel-Angelo, eines Tizian und Raffael ihre höchste Blüte. — Der wachsende Reichtum gestattete den Handel und koloniale Raubpolitik treibenden Fürsten, Städte-republiken und mächtiger Patriziergeschlechtern einen bisher unbe-tamnten Luxus. Das Haus des Bürgers, ja selbst der Fürsten war bisher so ziemlich jedes künstlerischen Schmuckes bar, diente es doch meist nur zum vorübergehenden Aufenthalt. Durch das reichlich zur Verfügung stehende Gold war ein Aniporn zur intensiveren Aus-nutzung der bäuerlichen, wie handwerklichen Arbeitskräfte gegeben. Auch der Handel trug ein Erledliches ein. Man konnte nun in seinen vier Pfählen den Ertrag in Ruhe genießen. Jetzt wollte man auch eine Kunst im eigenen Hause haben.

Bisher war die hauptsächlichste Form der Kunstkonsumtion nur der Kunstgenuß, jetzt kommt eine neue — wenigstens für jene Zeit wieder neue — Art des Kunstkonsums hinzu: der private Kunstbe-sitz. Er erstreckte sich in der ersten Zeit nur auf Andachtsbilder, um dann aber immer neue Gebiete der Kunst in seinen Dienst zu stellen. Doch es wäre verfehlt, diese Tatsache, wie es P. Dreß in seinem Buche „Die wirtschaftlichen Grundlagen der Malkunst“ tut — dem wir übrigens so manche wertvolle Anregung ver-danken —, für eine höhere Form des menschlichen Kunsttriebes zu halten.

Sofern sich dieses Streben auf Gegenstände des Kunst-gewerbes beschränkt, hat es einen aner kennenswerten Zweck; greift es aber auf Originalwerke der höheren Kunst über — deren Natur ebenbürtige Reproduktionen ausschließt —, so sinkt der Kulturwert des betreffenden Kunstwerkes, gleichviel ob das Privateigentum seinen schädlichen Einfluß schon bei seiner Produktion oder erst bei der Konsumtion ausübte. Im ersteren Falle wird sein Schöpfer in der Regel auf die Anschauungen seines Auftraggebers auf den kleinen Familienkreis Rück-sicht nehmen müssen; jedenfalls schafft er sein Werk nicht in der Ab-sicht, in irgendeiner Hinsicht veredelnd oder anregend auf weitere Kreise der Gesellschaft zu wirken. Der zweite Fall liegt scheinbar günstiger, indem hier der Künstler nicht unmittelbar vom Käufer beeinflusst wird. Doch wenn seine Tätigkeit einen wirt-schaftlichen Erfolg haben soll — nur das Genie setzt sich über diese Kardinalfrage hinweg — wenn der Künstler nicht verhungern will, so muß er sich den Anschauungen seiner privaten Käufer, den An-schauungen der herrschenden Klasse anpassen. Dient das Kunstwerk im Privatbesitz nur einem falsch gedeuteten angeblichen Kunstbedürfnis seines Besitzers — leider ist es allzu oft nur hohe Progrei — so wird es seinem eigentlichen Zweck: der Verbolkomnung gesellschaftlicher und individueller Kultur zu dienen, entzogen! Es steht dadurch außerhalb des der ständigen Konsumtion dienenden Kulturstromes.

Das Privateigentum an echten Kunstwerken ist ein durch nichts zu Begründender Raub an

einem nur der Allgemeinheit zu Recht gehörenden Kulturbesitz.

Der wirkliche — nicht der Liebhabertwert — wirtschaftliche und besonders der kulturelle oder gesellschaftliche Wert eines Kunstwerkes wird bestimmt von dem Grade und parallel damit von dem Um-fange des Wirkungskreises und der Dauer seines künstlerischen Ein-drucks. Es wird zu fragen sein: ob und inwieweit das Kunstwerk oder auch seine Tendenz veredelnd und befruchtend auf die Entwicke-lung der menschlichen Gesellschaft wirkt; ob der Künstler es ver-standen hat, das Typische, das Immerwiederkehrende aus dem Wust des Nebenjächlichen herauszuarbeiten. Außerdem soll sein Produkt nicht nur einen abgeklärten geistigen Inhalt haben, sondern der Künstler soll auch die technische Form, die manuelle Fertigkeit beherrschen; in dem Grade, wie ihm dieses gelingt, ist sein Werk schön, ist es wahr, denn Wahrheit und Schönheit sind Begriffe, die sich gegenseitig bedingen, sind Attribute einer Erscheinung! Nicht die photographische Wahrheit, der unmittelbare Ausschnitt aus dem Leben, mit all seinem verwirrenden Kleinram, meinen wir, sondern die Wahr-heit, die ein das Wesen der Dinge erfassender Künstler mit richtigem Instinkt in sich aufgenommen, abgeklärt und mit den besten technischen Mitteln zum Ausdruck bringt. Gelingt ihm nur das eine oder das andere, so ist er entweder ein scharf-sinniger Denker oder ein „stummer“ Künstler oder nur ein ges-chickter Handwerker, heileibe aber kein wirklicher Künstler oder Dichter!

Auch die Renaissance stand überall im Dienste der oberen Klassen; sie wurde schnell zu einer weltfremden Lieberkultur, in die man sich, angeleitet vom Treiben einer unfauberen Politik und Wirt-schaft, zurückziehen konnte. Ein Nachjabe der Zeitgenosse eines Michelangelo; das beleuchtet die ganze Situation! — Nur in den Niederlanden war die Renaissance auf eine breitere Basis ge-stellt. Zum Teil trug dazu die brutale Unterdrückungspolitik Philipps II. von Spanien mit bei. Hier kämpfte die Kunst auf Seiten der Unterdrückten, obgleich man auch gegen sie mit Todesurteilen vorging. Damals wollten die Vornehmen nichts mit der Kunst zu tun haben, sie hielten es, feige und unpatiotisch — typische Eigenschaften der Besitzenden — mit dem spanischen Hofe. Indem die Reichen sich nicht um die Kunst kümmerten, war bei der hohen Bildung des damaligen holländischen Volkes; die Voraus-setzung gegeben, daß, nachdem die Spanier aus dem Lande gejagt, gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Holland eine Volkskunst einsetzen konnte, die in ihrer Ausdehnung ohne Beispiel ist.

Überall war die Renaissance dem wirklichen Leben entfremdet. Die Kunst suchte in dem schwerelgerischen Leben prassen; der Fürstenhöfe ihre Anregungen und Schützer. Die neue Stilepoche war verflucht und glitt, ohne inneren Halt, durch die Periode des Barock und des Rokoko, in den Sumpf lasziver Erotik und bizarrer Laune, bis die große Revolution auch dieser Herrlich-keit ein wohlverdientes Ende bereitete.

Vom Beginn der großen französischen Revolution geht die lang-sam herangebildete moderne Warenwirtschaft daran, alle die künst-lerischen, feudalen Ketten, die sie fiören, zu beseitigen. Die Waren-wirtschaft schafft eine neue Ethik, eine neue „Kunstanschauung“. Die krasseste Selbstsucht wird zur Tugend, die Kunst zur Ware! Es ist bezeichnend für die innere „Kultur“ des Kapitalismus, daß das „Kunstbedürfnis“ jener zahlreichen lauffräftigen Emporkömmlinge zu einer nicht mehr zu übertreffenden Geschamlosigkeit und Stil-verlotterung führte. Prozen, reich scheinen ist die Lösung! Kunst- und Bücheransammlungen wurden zu Kapitalanlagen; Silber und Skulpturen zu Spekulationsobjekten; ganz zu schweigen von dem Buchverlags- und Theaterbetrieb! Das Kunsthandwerk lebt im wesentlichen von der Nachahmung alter Stile. Das ist die Kunst des Kapitalismus!

In der Geschichte der Kunst treffen wir die typische Erscheinung: daß alle zur Herrschaft gelangten Gesellschaftsklassen in der Kunst das Spiegelbild ihrer Ideale fanden. Den Mengerschen Ausspruch „Für wen die Gelehrten schreiben und die Gerichte sprechen, der ist der Mächtigste im Land“, könnte man ergänzen: und für wen die Kunst schafft. Doch das Wesen der in der Kunst ausgedrückten Klassen-ideale gab letzten Endes den Ausschlag, ob eine bestimmte Kunst auf die gesamte übrige Kultur anregend und befruchtend zurück-wirkte oder ob sich diese Rückwirkung nur auf einen kleinen Kreis beschränkte. Immer wirkt als fortschrittlicher Antrieb in den Massen-idealen die Stärke des sozialen Triebes. Dieser soziale Trieb, bei der Bourgeoisie durch die Konkurrenz „aller gegen alle“ abgetötet, ist dem modernen Proletariat im hohen Grade eigen. Dieses Solidaritätsgefühl ist es, das seinem gesellschaftlichen Sein einen so außerordentlich hohen Kulturwert gibt.

Ein echtes inneres Kunstbedürfnis verlangt, insofge des sozialen Charakters der Kunst, als notwendige Ergänzung; soziale Tugenden! Darum ist das Proletariat mehr denn jede andere Klasse dazu berufen; der Träger einer neuen Kunstpoche zu werden, in der der überwiegende Teil der Kulturmenscheit seine Sehnsucht nach harmonischer Schön-heit befriedigen, in der die Menschheit einen Jungbrunnen finden kann.

Wir haben die Gewißheit, daß dieser Wunsch Wirklichkeit wird. Sehen wir uns um! Die sich immer mehr sozialisierende wirt-schaftliche Produktion ist in der alten Ordnung nicht mehr zu be-wältigen; sie verlangt durch ihre ungeheure Ausdehnungskraft eine

andere, ihm angepaßtere, entwicklungsfähigere Eigentums- und Rechtsordnung. Das Schicksal des Proletariats ist eng damit verknüpft, es ist als Klasse der Träger dieser neuen Ordnung. Je mehr die Arbeiterklasse vorwärts schreitet, je reaktionärer wird die ganze übrige Gesellschaft. Alles was noch ein Interesse an kulturellen Fortschritt hat, muß nun wohl oder übel sich der vorwärts schreitenden Klasse anschließen. Wahre Kunst und Wissenschaft werden immer mehr als einzigen Hort das klassenbewußte Proletariat erkennen.

## Kleines feuilleton.

### Naturwissenschaftliches.

Das Werden der Lehre Darwins. Der Mann, der dem Entwicklungsgeboten endgültig zum Siege verhalf, ist selbst ein „Gewordener“, und allmählich entwickelt hat sich auch sein Hauptwerk. Eine Lehre, die unser Denken und unsere Wissenschaften von Grund aus revolutionierte und noch immer damit beschäftigt ist, konnte nicht von heute auf morgen in seinem Kopfe entstehen. Zwar wird heutzutage in der betriebssamen Methode, bei der Aufdeckung des Entwicklungsganges großer Persönlichkeiten, sich in unbeträchtliche Einzelheiten zu verlieren, zuviel des Guten geleistet. Die beispiellose Wichtigkeit der Deszendenztheorie rechtfertigt es jedoch, auch die „Deszendenz“ dieser Theorie zu klären, zumal Darwin in seiner Bescheidenheit nichts dazu getan hat. Erst seinem Sohne, dem Botaniker Francis Darwin, gelang es, in einem Vorschlage des väterlichen Hauses zwei Manuskripte seines Vaters aufzufinden, das eine vom Jahre 1842 und schwächlich, das andere von 1844 und umfangreicher, die beide als die Embryonen des Buches über die Entstehung der Arten vom Jahre 1859 aufzufassen sind. Darwin hat die Manuskripte mühsam für den Druck hergerichtet und die deutsche Ausgabe liegt nun vor unter dem Titel „Die Fundamente zur Entstehung der Arten“ von Charles Darwin, herausgegeben von Francis Darwin, überseht von Marie Semon. (Verlag von W. G. Teubner in Leipzig. 325 Seiten. Preis 4, geb. 5 M.) Eine sehr gut orientierende Einleitung hat Fr. Darwin zu dem Bande geschrieben. Als sein Vater im Jahre 1832 mit dem Beagle seine fünfjährige Weltreise antrat, war er von der Unveränderlichkeit der Arten noch überzeugt. Die Beobachtungen, die der überaus aufmerksame Forscher machte, ließen allmählich eine andere Auffassung in ihm reifen und im Jahre 1837 verrät sein Notizbuch zum ersten Male, daß er ein überzeugter Anhänger der Entwicklungslehre geworden ist. Aber erst das Jahr 1842, in dem Darwin zum ersten Male die Hauptzüge seiner Theorie in dem ersten der hier abgedruckten Manuskripte schriftlich niederlegte, ist als das Ursprungsjahr von Darwins Lebenswerk anzusehen. Weit umfangreicher und besser ausgeführt wurde das Manuskript vom Jahre 1844. Dieses ist es in erster Linie, das dem Bande das Gepräge gibt, um so mehr, als auch fast alle anderen Schriften Darwins hier schon im Keime angedeutet werden. Niemand, der diese klaren und fesselnden Ausführungen eines ringenden Forschers liest, wird sich dem tiefen Eindruck der Tatsache entziehen können, daß ein großer Geist, der bereits im Jahre 1844 über eine solche Fülle von Ideen und Tatsachenmaterial gebot, doch noch fünfzehn Jahre verstreichen lassen konnte, ehe er sich, auch dann noch von außen gedrängt, zur Herausgabe seines Hauptwerkes entschloß. Was alles Gewohnte über den Haufen werfen sollte, das kam langsam, eine geistige Schweregeburt. Heute, nachdem die Entwicklungslehre längst festgewurzelt ist, versteht man unter dem Darwinismus im engeren Sinne nur einen Teil von Darwins Lehre: die Schaffung der Arten durch natürliche Auslese im Kampfe ums Dasein. Hier hat die Kritik angeknüpft, und vieles ist bereits bekannt geworden, was die Bedeutung dieser Seite der Lehre Darwins mindern mußte. Aber das Buch von der Entstehung der Arten war nur die Keule, mit der Darwin das Dogma von der Unveränderlichkeit der Arten endgültig zerschmetterte. Mag die Keule immerhin später Nisse bekommen haben, das niedergeworfene Dogma steht nicht wieder auf! Der Durchbruch der Deszendenztheorie, der allgemein und noch immer fortschreitende Sieg der Abstammungslehre, das ist Darwins grandioses Werk und das bleibt für alle Zeiten sein überragendes Verdienst!

### Anthropologisches.

Die Erforschung des Australiers. Die Ureinwohner von Australien und den umgebenden Inselgruppen stellen der Völkerkunde besonders wichtige Aufgaben, deren Lösung trotz emigrier Bemühungen, die namentlich während des letzten Jahrzehnts zutage getreten sind, noch immer ziemlich rückständig ist. In den Verhandlungen der Königl. Gesellschaft in Edinburgh ist jetzt eine größere Zahl von wissenschaftlichen Arbeiten über die Stellung der Rassen von Australasien erschienen. Außer zwei Anatomen hat sich auch ein Mathematiker an diesen Untersuchungen beteiligt, weil es sich hauptsächlich darum handelte, das sogenannte biometrische Verfahren auf die Schädelmessungen anzuwenden. Die Forscher hatten sich ihre Aufgabe dahin gestellt, den Körperbau der Eingeborenen von Australien mit andern noch heute lebenden und auch mit ausgestorbenen Rassen der Menschheit zu

vergleichen. Zunächst werden Ergebnisse von Messungen an 100 australischen Schädeln mitgeteilt. Nach den Merkmalen, die für die Reinheit einer Rasse aufgestellt worden sind, ergibt sich kein ganz sicherer Aufschluß darüber, ob die australische Rasse als eine Einheit zu betrachten oder aus zwei Massenelementen gemischt ist. Die Eingeborenen Tasmaniens scheinen sich jedenfalls einen höheren Grad von Reinheit bewahrt zu haben. Das läßt sich auch wohl erklären, weil sich die Eingeborenen einer kleinen Insel immer leichter rein halten, als die eines großen Festlandes. Ferner haben die Forscher versucht, die tasmanische Rasse mit den Vorfahren der Europäer in Vergleich zu setzen. Sie würden danach zwischen den vorgeschichtlichen Menschen von Brunn und die sogenannte Cromagnonrasse zu stehen kommen.

### Aus dem Tierleben.

Das Rätsel des Wale. So seltsam es auch klingen mag, ist es bis jetzt dennoch niemandem gelungen, die Fortpflanzung des Wale zu beobachten. Vielleicht ist diese merkwürdige Tatsache sogar nur wenigen bekannt; aber die Frage nach dem Ursprung des Wale ist in Wirklichkeit schon so alt wie die Naturwissenschaft. Man sollte es kaum für möglich halten, daß die Entstehungsart eines Fisches, der in unseren Seen und Flüssen sehr häufig ist, sich bis auf den heutigen Tag dem Auge des Forschers und Fischzüchters hat verborgen halten können. Auch jetzt ist diese überaus interessante Frage noch nicht völlig gelöst, wenn wir auch, wie Leopold v. Ullrich in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ mitteilt, der Entwirrung des Rätsels neuerdings erheblich näher gekommen sind. Beachtenswerte Aufschlüsse über die Lebensgeschichte des Wale verdankt man nämlich dem norwegischen Forscher Dr. Johan Hjort-Bergen, der im vergangenen Jahre eine großartige Forschungsreise mit dem Expeditionsschiff „Michael Sars“ in den Atlantischen Ozean unternommen und dabei u. a. Resultate erzielt hat, die auch die in Gelehrtenkreisen eifrig diskutierte Frage um einen großen und überraschenden Schritt gefördert haben.

Von alters her ist es bekannt, daß ein Teil der ausgewachsenen Wale im Herbst in die Meere wandert, um nie mehr zurückzukehren. Diese Tatsache ist auch den Fischern nicht verborgen geblieben, Tausende von Neusen werden um diese Zeit zum Walfange aufgestellt, ganze Städte leben von dem Ertrage des Walfanges. Andererseits steigen im Frühjahr ungeheure Massen junger, glaseller Wale in unseren Flüssen empor. So war es klar, daß die Wanderwale sich in Meere fortpflanzen und wahrscheinlich dort zugrunde gehen, während die junge Brut zu uns zurückkehrt. Aber die Fortpflanzungsvorgänge selbst blieben lange Zeit in tiefes Dunkel gehüllt. Erst im Jahre 1777 gelang es dem italienischen Anatomen Mondini, die Eierstöcke des Wale aufzufinden. Sie liegen in Gestalt zweier wellenförmig handartiger Organe zu beiden Seiten der Wirbelsäule und sind gefüllt mit unzähligen unreifen Eiern. Hundert Jahre später, 1874, gelang es Ehrlich, die männlichen Geschlechtsorgane des Wale zu entdecken. Die Forschungen, die diesen Entdeckungen vorausgehen und folgen, sind reich an interessanten Episoden. Immer wieder glaubten Naturforscher und Laien Eier oder gar junge Wale gefunden zu haben. Stets stellte sich dann heraus, daß es sich um Täuschungen handelte.

Einen großen Fortschritt in der Lösung des Problems verdanken wir dem Italiener Grassi. Im Mittelländischen Meer sowie an den Ostküsten des Atlantischen Ozeans findet sich ein 6–8 Zentimeter großer Fisch von durchsichtigem Aussehen und lanzettförmiger Gestalt, *Leptocephalus brevirostris*. Auch die Fortpflanzung dieses Fisches war unbekannt. Nun beobachtete Grassi, wie *Leptocephalus* im Aquarium allmählich sein Aussehen verändert und sich in einen jungen Glasaal umwandelt. Hiermit war festgestellt, daß der Wale ein Larvenstadium besitzt und die beiden Fragen nach der Fortpflanzung des Wale und *Leptocephalus brevirostris* zu einer verschmolzen. Die Entdeckung Grassis verlegte nun auch die mutmaßlichen Laichplätze des Wale in andere Gegenden. Noch 1898 wußte man nicht, ob die Laichplätze unserer heimischen Wale in der Ost- oder Nordsee zu suchen seien. Seit Grassis Beobachtungen mußte man sie an die Fundstellen der *Leptocephali*, also an die Westküsten Großbritanniens, Frankreichs und in das Mittelländische Meer verlegen.

Hier setzen nun die Forschungen Hjorts ein. Bei den Durchquerungen des Atlantischen Ozeans mit dem „Michael Sars“ wurden eine Anzahl *Leptocephali* gefangen, und es stellte sich heraus, daß die Exemplare um so kleiner wurden, je mehr im Süden des Ozeans sie erbeutet waren. Die kleinsten Larven wurden südlich der Azoren gefangen. Ferner ist es interessant, daß man *Leptocephalus* weit draußen auf offener See und nicht nur in der Nähe der Küsten vorfand. Es ist klar, daß man den eigentlichen Laichplätzen des Wale um so näher gekommen war, je kleiner die gefangenen Larven waren, da sie natürlich wachsen, während sie durch Meeresströmungen von der Stelle, an der sie ausgeschlüpft sind, fortgeführt werden. Hjort zieht daher wohl mit Recht den Schluß, daß die Laichplätze des Wale im südlichen Teil des Atlantischen Ozeans liegen und die jungen Larven durch die Meeresströmungen und schließlich den Golfstrom an unsere Küsten geführt werden. Der Gedanke ist großartig und überraschend, daß alle die Millionen Wale auch des nördlichen Europas solche gewaltigen Wanderungen zu ihren Laichplätzen unternehmen.